

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 9

Artikel: Beim Packen vor dem WK
Autor: Hürlimann, Martin H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080205>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beim Packen vor dem WK

Von Martin H. Hürlimann

Wissen Sie, wenn man so seine Dinge zusammenpackt vor dem WK, dann kommt einem immer so allerhand in den Sinn. Man denkt so ans Wetter, das einem eventuell im WK treffen könnte, dann an manches, das man im Manöver vielleicht benötigt, und man denkt an Reglemente, und ob man wohl alles in den vorgeschriebenen Packraum bringt, und wie man wohl den Rest mitnehmen wolle. (Aber auch: «Und wo sind jetzt wieder meine verdammten Socken! Da habe ich doch das letzte Mal extra noch... da! Gut.»)

Und dann überlegt man sich noch dies und das grundsätzlich: Wissen Sie, so z. B., warum man überhaupt gehen muß? Aber das ist bei uns nicht so schwer zu beantworten. Ich habe Kinder und natürlich eine Frau. Und ich will einfach, daß die tun können, wie ihnen beliebt, und im übrigen, daß ich bei meiner Familie wohnen kann, soweit mir das der Beruf gestattet; daß ich in die Vereine eintreten kann, in die ich will, usw. Ich will auch, daß die Kinder in die Schule gehen können, die ihnen gut tut, und zu dem Lehrer, der unserer Gemeinde genehm ist. Und ich will, wenn wir einmal alt sind, daß wir nicht verschickt werden auf einen Vor-Friedhof an den äußersten Eckenzipfel des Staates. Und dann sind da natürlich auch noch viele höhere Gefühle, die eher mit dem 1. August zusammenfallen als mit dem Tornisterpacken. («An den Marschschuhen fehlen seit den letzten Sommerferien immer noch die beiden Nägel. Blöd. Kann ich anziehen. Schad.») («Nastücher. Nastücher, nicht gerade schneeweise, zum Tarnen im Winter, ist noch nicht Winter. Sollten etwas tarnfarbig sein. Warum gibt es das eigentlich nicht? Wäre ein Weihnachtsgeschenk.»)

Also, und dann setzt man sich auf die Treppe. Halb ist man schon im Dienst. Die anderen in der Familie sagen zwar, man sei schon ganz militarisirt. Aber das ist nicht so. Man ist schließlich körperlich noch da.

Item, eigentlich geht man gar nicht

so ungern. Ich habe seinerzeit einmal eine Rundfrage gemacht an einem letzten WK-Tag in meiner damaligen Batterie. «Wer kommt eigentlich – wenn er ganz ehrlich ist – nicht wirklich gern in den Dienst?» habe ich gefragt. «Wer hat nicht das Gefühl, daß ihm der Dienst im Prinzip ganz guttut und ihm sogar einen ganz entscheidenden Beitrag an seinen Charakter geleistet hat?» Eigentlich geht man ganz gern. Damals haben alle nur bescheiden gelächelt. So ist es eben, obwohl einem der ganze Zauber gestohlen werden könnte – aber ungern. Von den Folgen ganz abgesehen!

Wissen Sie, wenn ich so recht bedenke, der Dienst ist ja sicher militärisch wichtig, aber er ist für die Schweiz auch politisch wichtig. Da lernen sich die Eidgenossen gegenseitig kennen! Alle Berufe fast sind zusammen, und man fährt herum in der Schweiz, kommt an Orte, wo man sonst nie hinkäme, und sieht, daß da ganz gute, manchmal sogar ausgesprochen patente Leute wohnen. Es braucht nicht Kaffee und Schnaps, um das zu merken! Das sieht man auch sonst ganz gut! Besonders die Bauern. Die werden ja zwar von Brugg aus «regiert», von Bern aus «subventioniert», aber daß sie uns mindestens einen geschützten Milchpreis wert sind, sieht man erst im Dienst. Natürlich sind nicht ganz alle so, aber doch fast alle. Auch die paar, die zuerst aus der Eidgenossenschaft austreten wollen, wenn wir sie nachts wecken, um ihren Keller zu besiedeln. Sie waren dann doch ganz zufrieden mit uns, als wir wieder gingen. Einer sagte letztes Jahr sogar, so prima Leute hätte er noch nie im Haus gehabt. (Wußten wir natürlich schon vorher.)

(«Die Zündhölzer, die Zündhölzer und die Stumpen nicht vergessen!») Es lohnt sich, für diese Leute in den Krieg zu ziehen. Im großen ganzen sind die Schweizer ein Volk, für das es sich lohnt, einen Krieg zu führen. Auch die Langhaarigen sind im Prin-

zip nicht so schlimm, wie die alten Tanten Schuggi es fürchten. Wir haben auch einen solchen bei uns, ist in Wirklichkeit ein prima Kerl.

Und überhaupt, man kommt herum im Dienst. Jetzt sind zwar sonntags Feldpredigten nicht mehr Mode. Aber ich erinnere mich an eine Feldpredigt im Rheintal. An einem Hang standen wir. Vorn die Kanzel und der Pfarrer. Er sagte etwas von Nietzsche. (Vielleicht ist Nietzsche daran schuld, daß es heute keine sonntäglichen Feldpredigten mehr gibt!) Und dahinter sah man scharf und klar die Berge! Föhn war in den Alpen. Eine wunderbare Sicht. Ich weiß nicht mehr recht, was sonst noch alles gepredigt wurde. «Aber», dachte ich mir, «für dieses schneebedeckte Steinzeug, da lohnt es sich zu verrecken! Wenns wummst und um die Ecken peitscht und man vor lauter Rauch die Hand kaum mehr vor den Augen sieht. Einmal würde man dann von weit her auf einem schneebedeckten Gipfel wieder eine Schweizerfahne sehen, es würde wieder Föhn sein, und dann hätte es sich gelohnt.»

Man hatte dann früher jeweilen irgendwann «Urlaub». Zu weit weg, um heimzufahren; wie das halt so ist. Man spaziert etwas, schäkert etwas herum, setzt sich in ein Wirtshaus, geht ins Stroh, um vorzuschlafen für nachher ins Manöver. Aber heute ist das anders. Da schicken sie einen heim zu Weib und Kind, schon am Samstagnacht, und ich habe oft das Gefühl, sie machen das nur, um das üblich gute Sonntags-Frühstück nicht zahlen zu müssen. Ist ja auch recht so. Aber früher war es auch schön. Auch der Dienstsonntag ist schön.

Die Einheit. Sie ist wirklich eine Einheit. Wir wollen meistens dasselbe, alle sind sich gleich und das allermeiste Kader weiß wirklich besser, wie «man es macht», als die Untergebenen. Wir haben eigentlich keine tauben Nüsse, weder oben noch unten. Auch wenn man manchmal meinen könnte, weiter oben hätte es taube Nüsse, wenn man so bestimmte Zeitungen liest, wenn man die Kerle

Zimmer 19

Von Hans Rudolf Lehmann

kennt: sie sind nicht taub. Und auch nicht dumm! Von der anderen Seite her gesehen würde man sie sogar im Krieg wahrscheinlich sehr gut finden.

Schade ist, daß bald kein Platz mehr zum Schießen im Schweizerland ist. Eines Tages muß der Bundesrat doch mit den Sahara-Völkern einen Vertrag abschließen für Scharfschießübungen mit Raketenartillerie. Oder wenn man die Düngergranaten erfinden würde, mit denen man Dünger und Grassamen ins Alpengeröll schießen könnte, dann kämen die Alpkorporationen auf den Knien ins EMD und würden die Schießübungen erbitten! Aber das geht noch ein paar Jahrzehnte, und bis dann kann man überhaupt nicht mehr knallen wegen den nervösen ausländischen Anstößen. Noch ein paar Jahrzehnte! Dann haben die Offiziere in den Ex-Hosen Karten- und HG-Taschen an beiden Hosenbeinen! Und dann werden auch wir Alten, nach X Diensttagen Militärehmen fassen dürfen, obwohl wir seinerzeit eine heute nicht mehr erlaubte Uniform faßten.

Kurz und gut, jetzt ist es endgültig Zeit, um fertig zu packen!

«Gehörschutzwropfen? Wo? Kleine, runde Schachtel, wo? Da, hinten bei der Feldflasche im Schrank. Feldflasche füllen, mit Wasser. Ha!»

So. Schließlich ist alles zusammen. Plastik-Hüllen sind auch dabei, und man kann getrost ins Bett. Man schlafst ohnehin schon längst im übrigen Teil der Wohnung! Aus gewissen Zimmern hört man sogar ein leises Schnarchen.

Man wird jetzt noch gar nicht vom Militär träumen, das kommt erst in zwei, drei Nächten. Umgekehrt bleibt man nach dem Dienst noch ein paar Nächte im Militär. Aber für heute abend ist man beruhigt, es ist alles bereit. Sogar die Munition ist da. Und anderntags ist man wieder dabei. Für rund drei Wochen in einer anderen Welt, von der man so oft träumt, und aus der man so oft die Kommandos hört: «Laden!» und später vielleicht wieder einmal «Entladen!».

Das Taxi, das sie hierhergeführt hatte, war längst abgefahren, und immer noch warteten sie darauf, dass ihnen jemand öffnen komme.

Arthur stand neben den beiden Koffern und trat von einem Fuss auf den andern; Grete hatte beschützend einen Arm um den alten Mann gelegt und starrte auf die Tür. Der Regen perlte über ihre wasserdichten Mäntel; hin und wieder wischte sich der Alte mit dem Handrücken ein paar Tropfen aus dem Schnurrbart. Arthur wies auf den weitläufigen Park vor dem Haus. «Stell dir vor», sagte er, «wie schön es hier im Sommer sein muss!»

Wenn sie schwiegen, hörten sie den Regen rauschen und das Knacken der Äste im Wind.

Die Pflegerin, die ihnen öffnete, war noch jung. Beim Lächeln entblößte sie kräftige Zähne. «Kommen Sie nur herein», sagte sie.

Arthur stellte die beiden Koffer polternd in der Eingangshalle ab. «Bitte, Herr Lanz», sagte die Pflegerin und half dem Alten aus dem tropfenden Mantel. Auch Arthur und Grete zogen ihre Mäntel aus, um sie der Pflegerin über den Arm zu legen. Sie verschwand mit ihnen in einem Nebenraum.

Der Alte blieb mitten in der Halle stehen; seine Hosenbeine berührten die Schuhe, so dass sich das grobe Tuch bis zu den Knien hinauf in Wülste und Falten legte.

Den Wänden entlang wuchsen überall Zimmerpflanzen aus rotglasierten Töpfen. Auf den üppigen Blättern der Gummibäume hatte sich eine Staubschicht abgelagert; geknickte Rebenranken verdorrt am Boden.

«Schau, Vater», sagte Grete, «sie haben den Sommer ins Haus gezaubert.» Die Pflegerin kam zurück; sie hatte sich einen weissen Berufsschurz umgebunden und rieb daran ihre regenfeuchten Hände trocken.

«So, Herr Lanz», sagte sie, «jetzt wollen wir Ihnen Ihr Zimmer zeigen.» Sie folgten ihr durch weissgestrichene Gänge und stiegen eine Treppe hinauf. Alle paar Schritte stellte Arthur

die Koffer ab und schnaufte hörbar. Geduldig wartete die Pflegerin, bis er nachkam. Der Alte zog sich, von Grete gestützt, am Treppengeländer in die Höhe. Er achtete darauf, dass er keine Stufe verfehlte.

«Letzthin hat einer versucht, das Geländer hinunterzurutschen», erzählte die Pflegerin. «Sie werden's nicht glauben, aber es gibt bei uns noch sehr unternehmungslustige Herren.» Arthur und Grete lachten; der Gang, in dem sie jetzt standen, widerhallte von ihrem Gelächter.

Die Pflegerin öffnete eine Tür, über der eine ovale Emailplakette mit der Nummer 19 festgeschraubt war.

«Hier sind wir also», sagte sie mit einem leichten Kopfnicken.

Das Zimmer wirkte hell und freundlich; das Bett in der Ecke war frisch angezogen.

Von der Pflegerin behutsam geführt, setzte sich Herr Lanz in den Sessel beim Fenster. Er legte die Hände auf seine Knie.

«Wir könnten gleich einräumen», schlug die Pflegerin vor. «Ich helfe Ihnen, dann geht's schneller.»

Arthur und Grete klappten, auf dem Teppich kniend, die Koffer auf. Sie taten ihre Arbeit gewissenhaft: Bevor Grete die Kleider in den Schrank hängte, kontrollierte sie, ob die Bügelfalten zerknittert worden seien; Arthur indessen zupfte ab und zu mit spitzen Fingern ein Fäddchen vom Tuch. Die Hemden und die Unterwäsche schichteten sie ordentlich in eine Schublade der Kommode.

«Zum Teil sind sie halt in Gottes Namen geflickt», entschuldigte sich Grete mit einem verlegenen Seitenblick auf die Pflegerin. «Eine neue Wäscheaussteuer wäre für uns ja wirklich unerschwinglich gewesen.»

Arthur putzte ein Brillenetui aus schwarzem Kunstleder mit seinem Taschentuch und legte es aufs Nachttischchen. «Wirklich», sagte er, «ein gemütliches Zimmer.»

«Sehr», bekräftigte Grete und hielt ein Paar wollene Socken kritisch gegen das Licht.

«Wenn Sie wollen, Herr Lanz», sagte